

Wegschauen ist keine Option

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **RosaRot : Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen**

Band (Jahr): - **(2019)**

Heft 56

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-864952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wegschauen ist keine Option

Mariella Mehr lesen – über die Notwendigkeit und Dringlichkeit subversiver Literatur, über Sprachlosigkeit und über ein dunkles Kapitel der Schweizer Geschichte

von MaS

Ein wilder Strom, unaufhaltsam tobend, sprudelnd, gurgelnd. Ich preschte über Wiesen, durch Wälder. Ich stürzte Klippen hinunter. Wirbelte über riesige Steine, umschlang sie, verschlang sie. Riss Bäume mitsamt ihren Wurzeln aus dem Boden. Donnernd, krachend schlugen sie gegeneinander. Buchstaben wirbelten durcheinander. Zerstreuten sich. Formten sich erneut zu Worten. Ich verschluckte sie, spuckte sie wieder aus. Schrie auf. Schrie und weinte. Hasste, wütete. Fluchte. Verdammte, verkrampfte mich auf meinem Stuhl. Ballte meine Hände zu Fäusten. Empört, verwirrt schlug ich um mich. Versuchte mich festzuhalten, nicht unterzugehen.

Ich atmete und betrachtete den Einband des Buches. Dann sass ich eine Weile einfach nur da und starrte in die Leere oder ich stand auf und trug es zwischen Brust und Arm eingeklemmt umher. Ich wollte die Schwere spüren. Das Gewicht der Worte. Wie viel wiegt ein Wort, ein Buchstabe? Ich fuhr mit meinen Fingern über den Einband.

Faszination packte mich. Noch nie hatte ich etwas Derartiges gelesen. Tief dröhnten ihre Worte durch meinen Körper. Diese Bilder, die sie in meinem Kopfe erschuf. Die Mariella Mehr mit ihren Worten malte, zeichnete. Die Stimmungen, die sie einfing, mit Sprachbildern verknüpfte. Sie führte mich durch abgelegene Bauerndörfer, ins Innere von Gefängnissen. Sie liess mich auf roten Sofas sitzen, Strassen entlanggehen. Im Innersten ihrer Figuren umherstochern. Sie setzt Ausdrücke in neue Kontexte, um Erlebnisse, die ihrer Sprache beraubt wurden, zu beschreiben. Sie zwingt die Sprachlosigkeit der Erlebnisse nicht ins Korsett der normierten Sprache, die hier versagen würde, sondern sie entwickelt eine ganz eigene Sprache, die über den Klippen des Unsagbaren und Sagbaren tänzelt, schwebt und schliesslich beides miteinander verknüpft.

Mariella Mehrs Bücher und Texte sind scho-

nungslos und aufrichtig, ehrlich und direkt. Sie konfrontiert die Leser*innen unverblümt mit einer niederschmetternden Wirklichkeit, die beunruhigt, die nicht behagt. Eine Wirklichkeit, die nicht vorkommen darf, die aber doch existiert. Im Schatten. In der Verleugnung. In der Sprachlosigkeit. Im Schweigen atmet, keucht. Ihre Werke ziehen sich durch die Themen Verlassenheit, Ausschluss, Brutalität, Fremdheit, soziale Etikettierung, Misshandlung, Vergewaltigung und Aggression. Es ist ein stetiges Spiel von Gewalt und Gegengewalt, Macht und Ohnmacht, Auflehnung und Unterwerfung.¹ Mariella Mehr schreibt über die, die am Rande der Gesellschaft stehen. Die von ihr erdrückt, ausgenommen, verstossen werden. Schattengestalten, denen kein Platz in der Welt gewährt wird. Und immer wird dabei zugleich auch die Allgemeinheit ins Visier genommen. Ihre Texte führen zur Auseinandersetzung mit ihrer eigenen kaum fassbaren Geschichte, die eng geknüpft ist an die Geschichte der Jenischen in der Schweiz des letzten Jahrhunderts.

«Kinder der Landstrasse»

Die Jenischen bilden die Hauptgruppe der Fahrenden in der Schweiz. Doch nicht alle Jenischen sind fahrend. Auch Angehörige und Nachfahren von meist ursprünglich fahrenden Bevölkerungsgruppen werden als Jenische bezeichnet. Erst seit dem Jahre 2016 sind die Jenischen in der Schweiz als nationale Minderheit anerkannt. Viele abwertende Bezeichnungen und negative Fremdbilder beherrschten das Bild über die Fahrenden und tun dies wohl teilweise immer noch. Durch die systematische Verfolgung im letzten Jahrhundert, die rund 50 Jahre lang andauerte, nahmen die Verbrechen gegen die Jenischen in der Schweiz erschreckende Ausmasse an.

Im Jahre 1926 gründete die Stiftung Pro Juventute das Hilfswerk «Kinder der Landstrasse».

Das Ziel dieser Aktion, die von der Schweizerischen Eidgenossenschaft mitfinanziert wurde, war es, die Kinder der Jenischen zu sesshaften und «brauchbaren Gliedern» der Gesellschaft zu formen. Man sprach den jenischen Eltern die Fähigkeit Kinder zu erziehen ab und entzog ihnen das elterliche Sorgerecht. Rund 600 Kinder (diese Zahl ist jedoch umstritten. Vermutlich waren es weitaus mehr!) wurden so ihren Eltern weggenommen und in Pflegefamilien, Heimen und Anstalten platziert. Die erblich vorbelasteten «Vagantenkinder» wurden da auf erniedrigste Weise diskriminiert, ausgenutzt, misshandelt und missbraucht.

Der Widerstand der Betroffenen, die sich unter anderem auch mit rechtlichen Mitteln zur Wehr setzten, blieb ohne Gehör. Selbst das Bundesgericht störte sich nicht an der Vorgehensweise der Stiftung Pro Juventute. Erst als 1972 endlich Artikel im *Schweizerischen Beobachter* die Situation kritisierten und öffentliche Empörung auslösten, wurde das «Hilfswerk» 1973 aufgelöst. Der damalige Stiftungsratspräsident verweigerte zunächst eine Entschuldigung. Erst 13 Jahre später, im Jahre 1986, erfolgte die öffentliche Entschuldigung seitens des Bundesrates, und ein Jahr später entschuldigte sich dann auch der Pro-Juventute-Stiftungsrat Paolo Bernasconi bei den Jenischen. Es besteht auch heute noch viel Aufarbeitungsbedarf dieses dunklen Kapitels in der Geschichte der Schweiz. Die Lebensweise der Jenischen ist nach wie vor bedroht und wird stigmatisiert. Stetig müssen sie um Stand- und Durchgangsplätze kämpfen.

Aus der Sprachlosigkeit ausbrechen

Mariella Mehr wurde 1947 als Jenische in Zürich geboren und war somit betroffen von der Aktion «Kinder der Landstrasse». In ihrer frühen Kindheit wurde sie in deren Namen ihrer Mutter weggenommen. Ab da begann ihre Odyssee von Heim zu Heim, zu Pflegeeltern, in psychiatrische Anstalten; und als sie mit achtzehn Jahren schwanger wurde, wurde sie für neunzehn Monate im Frauengefängnis Hindelbank sogenannten «administrativ versorgt». Sie erfuhr Gewalt, wurde mit Elektroschocks behandelt und wie ihre Mutter zwangssterilisiert,

die nach der Geburt von Mariella endgültig in die Psychiatrie interniert worden war. Mariellas Bruder nahm sich mit zwölf Jahren das Leben. Ihr 1966 geborener Sohn wurde ihr weggenommen und auch fremdplatziert.

Bis zum Alter von sechs Jahren verweigerte Mariella Mehr das Sprechen. Sie blieb stumm. Hüllte sich in Schweigen, um gegen eine Welt aufzubegehren, die sich ihrer unablässig bemächtigte, wie sie selbst sagte. Durch ihre eigenen Bücher und Texte trat sie in die Welt hinaus. In eine Welt, die sie so lange nicht haben wollte. Eine Welt, die ihr verschlossen war.

Sie zwingt die Sprachlosigkeit der Erlebnisse nicht ins Korsett der normierten Sprache, die hier versagen würde, sondern sie entwickelt eine ganz eigene Sprache, die über den Klippen des Unsagbaren und Sagbaren tänzelt.

Ihr fortwährend negiert wurde. Sie fing an, für sich zu schreiben, aber vor allem für die Anderen. Für die, die nicht mehr gehört werden können.

Laut Mariella Mehr nahmen Bücher schon früh einen wichtigen Platz in ihrem Leben ein. Sie halfen ihr bei der Bewältigung der eigenen unerträglichen Wirklichkeit,

indem sie sich mit dem Leid Anderer solidarisierte. Sie trugen sie fort von ihrem Alltag in eine andere Welt, mit der sie sich verbündete. So erfuhr sie die Notwendigkeit und Dringlichkeit von subversiver Literatur. Stetig sucht sie in ihrer eigenen Schreibtätigkeit nach Parallelen in ähnlichen Leidensgeschichten. In einem Interview meinte sie:

«An einem bestimmten Punkt habe ich beschlossen, mich nicht länger als Opfer zu fühlen und eine Schriftstellerin zu werden, die sich jenseits ihrer persönlichen Geschichte behaupten muss und als solche beurteilt wird. Das befreit mich allerdings nicht von meiner eigenen Erfahrung und auch nicht von meinem Mitgefühl den anderen Opfern unserer Gesellschaft gegenüber. Wenn man einsieht, dass ich meine Texte für sie, für die anderen Opfer, schreibe, die ähnliche Erfahrungen gesammelt haben wie ich, wenn ich für die Unterdrückten und Ausgegrenzten schreibe und gegen die Verantwortlichen jeglicher Gewalt, dann sind meine Texte politisch. Ich hoffe, bisher nur wenig Unpolitisches geschrieben zu haben.»

Ein Kampf für Gerechtigkeit

Sie kämpfte für die Rechte der Fahrenden und spielte eine wichtige Rolle bei der Gründung

der Radgenossenschaft, einer Interessengemeinschaft der Fahrenden in der Schweiz. Sie wurde zu einer unerbittlichen Vorkämpferin für die Aufarbeitung der Geschichte des Pro-Juventute-Hilfswerks «Kinder der Landstrasse». Doch als sich die Radgenossenschaft im Jahre 1993 mit der Pro Juventute «versöhnte», distanzierte sie sich von diesem Kompromiss, der ihrer Meinung nach nur zur Reinwaschung der Geschichte der Stiftung Pro Juventute diene und die Jenischen verhöhne. Sie forderte eine ehrliche, radikale Vergangenheitsbewältigung, denn nur so seien die Jenischen gegen weitere rassistische Übergriffe gewappnet. So kehrte sie der Radgenossenschaft schliesslich den Rücken zu und solidarisierte sich zunehmend mit den Roma. Ab da bezeichnete sie sich als Roma-Schriftstellerin.

Mariella Mehr engagiert sich in der Frauenbewegung und spricht, schreibt viel über die Gewalt an Frauen. In etlichen von ihr verfassten Büchern und Texten wird diese thematisiert und betrachtet. Beispielsweise verfasste sie eine Chronik der Gewalt an Frauen des Jahres 1993, wo sich die Leser*in inmitten verschiedenster Schauplätze der ganzen Welt wiederfindet. Sie thematisiert auch die patriarchalen Strukturen der «Bewegung» während der Zürcher Jugendunruhen der 80er Jahre anhand der Selbstverbrennung einer jungen Frau. Und sie beschäftigt sich mit der Hinrichtung von Anna Göldi im Jahre 1782, der letzten Hexenverbrennung Europas im Kanton Glarus.

Mariella Mehr befasst sich ausserdem leidenschaftlich mit zeitgenössischer Literatur und verfasst Literaturkritiken. Dabei setzt sie sich für eine feministische Sprach- und Literaturkritik ein. Sie kritisiert die «neue Männerliteratur», die Geschlechterstereotypen verfestigt und Frauen als Objekte literarischer Texte ausbeutet. Ihre Anklage richtet sich dabei auch an die Kritikergilde, die sich von der sprachlichen Brillanz dieser Werke blenden lasse und die darin praktizierte Gewalt gegen Frauen* zum Kunstwerk schlechthin verkläre.

Mariella Mehr: stets Widerwort gebend, stets die Stimme erhebend. Immer wieder wird deutlich, dass Wegschauen für sie keine Opti-

on ist. Doch in den 90er Jahren wurde sie zunehmend mit Hass konfrontiert. Als Mariella Mehr zunächst von einer Frau rassistisch beschimpft, danach von zwei Männern in einem Hauseingang verprügelt und schliesslich aus einem langsam fahrenden Zug gestossen wurde, kehrte sie der Schweiz den Rücken zu, desillusioniert und resigniert, schliesslich hoffnungslos, hatte sie doch so lange für eine andere Schweiz gekämpft.

2014 kam sie in die Schweiz zurück und lebt seither in Zürich. Trotz verschiedenster Preise hat sie sich ihre kritische Distanz bewahrt und bemerkte noch ein Jahr nach der Verleihung des Ehrendoktors in Basel mit bitterböser Ironie in *Vom Mythos der Schweiz als Insel*: «Sie sehen, ich taue nicht für's moderate Schreiben. Ich bin eine von den Zigeunerbastarden und habe die Schweiz immer von unten gesehen.»

«An einem bestimmten Punkt habe ich beschlossen, mich nicht länger als Opfer zu fühlen und eine Schriftstellerin zu werden, die sich jenseits ihrer persönlichen Geschichte behaupten muss und als solche beurteilt wird.»

Anmerkungen

- 1 Christa Baumberger in: *Widerworte*.

Literatur und Empfehlungen

- Mehr, Mariella: *Widerworte*. Geschichten, Gedichte, Reden, Reportagen. Herausgegeben von Baumberger, Christa und Debrunner, Nina. Zürich: Limmatverlag 2017.
- Mehr, Mariella: *Das Kind - Brandzauber - Angeklagt*. Romantrilogie. Zürich: Limmatverlag 2017.
- Mehr, Mariella: *Vom Mythos der Schweiz als Insel*, in: *Widerworte*.
- www.stiftung-fahrende.ch
- www.radgenossenschaft.ch

//////
 Mein Onkel ist Pilot. Wenn in der
 ersten Klasse bei der Swiss «Trüf-
 fel-Wochen» ist und er die Ravioli des
 Co-Piloten gerne auch noch essen
 würde, oder wenn ihm an Weih-
 nachten meine Schwester wider-
 spricht, löst er das Problem mit sei-
 nem Piloten-Onkel-Trick: Er tippt
 sich mit dem Finger auf die Schulter
 - auf seine imaginären Piloten-Ab-
 zeichen - zwinkert, und sagt: «Wär
 ich da dä Pilot?!»
 //////